

Nole

1

Nole versteckt sich in den Schatten.

Ich warte, bis meine Augen sich halbwegs an die Dunkelheit in ihrem Zimmer gewöhnt haben, kneife sie zu Schlitzen zusammen. Die Finsternis flimmert auf meiner Netzhaut wie Wetterleuchten. Weil sie schwer atmet, weiß ich, wo sie sich befindet. Ganz hinten, in der linken Ecke bei der zweiten Tür, die immer von außen verschlossen ist.

Sie ist wütend auf mich. Hungrig. Verzweifelt. Das verstehe ich, aber ich kann es nicht ändern, nicht jetzt, nicht heute oder morgen.

Es riecht sauer und stickig. Noles Geruch brennt mir in der Nase. Hat sie Angst? Nicht vor mir, das kann ich sagen. Sie ist bei mir sicher,

auch wenn sonst nichts sicher ist.

Vorsichtig ziehe ich die Tür ein kleines Stück weiter auf und wickele raschelnd das rohe Steak aus dem Einwickelpapier. Blut tropft auf den Kellerboden. Wie gern würde ich mit ihr sprechen, ihr erzählen, was in mir vorgeht und wie zermürend das alles auch für mich ist, aber das wäre pathetisch. Sie muss spüren, wie ernst es mir ist. Das Steak, kalt und grau und schwer in meiner Hand, ist nicht das, was sie braucht, gerade jetzt, wo die schweren Tage wieder näherrücken.

Ich werfe es durch die Gitterstäbe. Es klatscht irgendwo in ihrer Nähe auf den Betonfußboden.

Nole rührt sich nicht.

An manchen Tagen stürzt sie sich auf so eine Mahlzeit, verschlingt sie so gierig, als wäre sie ausgehungert. Nicht heute. Ihr Atem beschleunigt sich, rasselt tief in ihrer Kehle. Sie braucht etwas anderes, und ich bin mir dessen bewusst und auch, dass ich nicht mehr viel Zeit habe, es ihr zu besorgen, egal, wie schwer es mir fällt. Ich muss es tun. Zwei Gelegenheiten habe ich bereits verstreichen lassen, weil ich es einfach nicht über mich brachte. Aber es hilft ja alles nichts.

„Nole?“

Ein schwaches Knurren kommt als Antwort. Oder ein Krächzen, das von den Wänden widerhallt.

Noles Zimmer misst nur zwei mal drei Meter, aber weil es so leer ist, hallt jeder Laut. Kurz meine ich, eine Bewegung wahrzunehmen: Sie drückt sich noch enger an die graue Wand, nicht mal ihren Umriss kann ich mehr erahnen. Ich glaube, ein Glitzern zu sehen, eine Lichtreflexion in ihren Augen? Vielleicht Einbildung. Natürlich könnte ich durch die Stäbe greifen, zu dem Schalter rechts von mir an der inneren Wand, und die von der Decke hängende Glühbirne einschalten, denn zu sehen ist für mich weit bedeutender als für Nole, die sich längst auf andere Sinne verlässt. Aber das wäre nicht gut. Nein, das wäre ein Fehler mit nicht absehbaren Auswirkungen.

Langsam und leise schließe ich die Tür und bleibe noch einen Moment stehen. Es ist kalt hier unten. Angenehm, finde ich. Draußen bricht bereits der Sommer an, morgen gibt es zum ersten Mal dreißig Grad, heißt es in der Wettervorhersage, dabei ist es erst Ende April, und ich frage mich, was Nole davon hält. Früher liebte sie den Sommer. Aber Früher ist vorbei und vergangen, für mich ebenso wie für sie.

2

In der Küche wasche ich mir die Hände. Der Geruch von rohem Fleisch kitzelt Übelkeit aus mei-

nen Innereien hervor, heute mehr denn je, was, denke ich, wenig damit zu tun hat, dass ich seit jeher Vegetarier bin, sondern viel mit dem, was ich über Nole erfahren habe. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn sich längst meine Abwehrreflexe zu Wort gemeldet, wenn ich sie von mir gestoßen hätte, ja, sie hassen könnte. Stattdessen liebe ich sie. Warum auch immer. Vielleicht ist ja gar nicht Nole die Anomalie, sondern ich, aber den Gedanken schiebe ich beiseite, denn er ist zu einfach, zu *bequem*, außerdem meinte mein Therapeut mehr als einmal, ich hätte einen ungesunden Drang, die Schuld für alles und jedes im Leben bei mir selbst zu suchen. Er vermutet die Gründe dafür irgendwo im Niemandsland meiner Kindheit, aber was würde es helfen, das genauer zu wissen? Seinen Versuchen, tiefer zu graben, weiche ich aus, nicht zuletzt aufgrund der Befürchtung, mich bezüglich Nole zu verplappern, wenn meine Schutzschilde unten sind.

Ich mache mir einen Kaffee und nehme ihn mit ins Arbeitszimmer. Auf dem kleinen Bildschirm links sehe ich, nachdem ich das Tablet per Fingerabdruck entsperrt habe, was die Kamera in Noles Zimmer zeigt. Obwohl es dort vollständig dunkel ist, liefert sie ein gutes Bild. Nole in der Ecke, das Steak nicht angerührt. Ich schalte den Screen ab. Sollte sich etwas tun, wird mich der

Bewegungsmelder mit einer leichten Vibration meines Handys darüber informieren.

Ist das alles übertrieben? Sie ist sicher und kann nirgendwo hin, das Zimmer ist schallisoliert und die Türen dick, die Schlösser lassen sich ohne Schlüssel höchstens mit Sprengstoff öffnen. Niemand wird je erfahren, dass Nole hier ist. Niemand *darf* es je erfahren.

Auf dem Hauptbildschirm logge ich mich ins Datenverarbeitungssystem von Medicom ein und das Menü mit den neuen Texten für Website und Webshop öffnet sich unter dem Firmenlogo. Als nächstes klicke ich mich durch die Neuzugänge, die seit gestern von den Kollegen in Indien hochgeladen wurden. Es handelt sich größtenteils um Produktbeschreibungen in sechs Sprachen anhand unterschiedlicher, von der Firma vorgegebener Parameter. Sie lassen das meiste in Indien machen, weil die Klickworker dort nicht mal ein Fünftel dessen kosten, was sie in Deutschland für einen Studentenjob ausgeben müssten, aber weil sie den Ergebnissen qualitativ nicht allzu sehr vertrauen, haben sie mich engagiert, um die Texte auf inhaltliche Fehler durchzugehen und die deutschen, englischen und französischen Fassungen orthographisch und grammatikalisch zu korrigieren sowie stilistisch zu schleifen. Das ist Fließbandarbeit, für die ich achtzig Euro in der

Stunde abrechne und obendrein mache ich die Pressekommunikation mit diversen Fachmedien, wofür ich das Doppelte veranschlage, und anders ginge es auch nicht. Ohne das gute Honorar würde ich diesen Bullshitjob keine halbe Stunde lang durchstehen. Immerhin: Noch rund zwanzig Korrekturen, dann bin ich damit fürs Erste durch und kann mich aufs Abtelefonieren von Redaktionen konzentrieren, was besser ist, weil es mich in Kontakt zu Menschen bringt, am besten per Zoom-Call, damit ich auch mal ein Gesicht zur Stimme vor mir habe. Der persönliche Austausch mit den Kollegen fehlt mir, das gemeinsame Feierabendbier auch. Ob es unumgänglich war, das alles aufzugeben, um von zu Hause aus zu arbeiten, dessen bin ich mir auch nach einem halben Jahr noch nicht sicher. Aber das zermürbende Gefühl, wann immer ich länger unterwegs war, die Sorge um Nole und all die Dinge, die in der Zwischenzeit hätten passieren können und die ich mir vor dem geistigen Auge in den grausamsten Details ausmalte – ich ertrug es einfach nicht länger.

Der fünfte der Texte bietet eine besondere Herausforderung, denn er ist offenbar von jemandem verfasst, der entweder des Englischen überhaupt nicht mächtig ist, oder der es sich einfach gemacht und die Originalfassung durch ein

Übersetzungsprogramm gejagt hat. Man versteht zwar, worum es geht, aber das genügt nicht. Mir bleiben in so einem Fall (der recht häufig vorkommt) zwei Optionen: Entweder, ich gebe den Arbeitsschritt an den Absender zurück und melde unter Angabe der Gründe die Verzögerung an Medicom – oder ich schreibe ihn selbst komplett neu. Ich entscheide mich für das Zweite, weil es unterm Strich schneller geht. Das Thema, ein Schmerzmedikament und seine Anwendung bei Gichtpatienten, habe ich nicht zum ersten Mal auf dem Tisch, bin mit den Fakten vertraut und kann es zügig runterschreiben. Danach wird es ohnehin noch von den Juristen überprüft, die haben das letzte Wort.

Noch während ich die zweifelhafte Freude habe, über möglichst wenig zermürbende Formulierungen für Schmerzen und andere Gichtsymptome zu sinnieren, ruft mich Markus auf dem Handy an und lädt mich zu seiner Grillparty am Samstagabend ein, also morgen.

Mein erster Impuls ist wie üblich ein Nein, denn obwohl Markus und Ellie nur drei Häuser weiter wohnen bedeutet ein Ja, Nole für mehrere Stunden allein zu lassen. Aber ich sage zu, weil ich nicht mein ganzes Leben zum Gefängnis machen kann und will, und davon abgesehen: Was soll schon passieren? Das Handy habe ich dabei, im Zweifel

wird es vibrieren und ich finde dann schon einen Grund, um mich vorzeitig zu verabschieden.

„Gern“, sage ich. „Soll ich was mitbringen?“

„Wo du schon fragst – machst du noch immer diese megaleckeren vegetarischen Hackbällchen?“

„Logo. Wie viele denn, also, für wie viele Gäste?“

„Haben noch nicht alle fest zugesagt, aber Hakan und Paula kommen auf jeden Fall samt Kids, Peter und Paul kommen vielleicht, Dago hab ich gefragt, aber du weißt ja, wie er ist, also wohl eher nicht, ach, und Ellie hat noch drei Kolleginnen aus der Schule eingeladen, kann sein, dass die auch mit Anhang hier aufschlagen, und meine Eltern werden da sein. Das sind, warte, mit uns sind das so fünfzehn bis zwanzig Leute, schätz ich.“

Ich nicke, und weil Markus das nicht sehen kann, sage ich: „Okay. Ich geh mal davon aus, die Hälfte besteht auf echtem Fleisch und es gibt noch tonnenweise Salate, Brot, Antipasti und so?“

„Kennst uns doch. Ach, richtig, fast vergessen, Tom und Semra kommen auch, die bringen was Arabisches mit, wir sollen uns überraschen lassen, sagte Semra.“

„Klingt gut“, sage ich und werfe einen Blick auf die Uhr am unteren rechten Bildschirmrand. Halb eins. Wenn ich mich ranhalte heute, muss ich mor-

gen nicht mehr arbeiten und kann den Vormittag am Herd verbringen. Aber heute Nacht muss ich nochmal raus und versuchen, für Nole etwas aufzutreiben, daran führt kein Weg vorbei.

3

Eine knappe Woche nach Noles Verschwinden standen zwei Polizisten vor meiner Tür. Obwohl ich damit gerechnet hatte, war es ein Schock, und ich fürchtete, mich mit meiner Nervosität zu verraten, den schwitzigen Händen, dem roten Kopf (nun, ich wusste nicht genau, ob mein Kopf *wirklich* rot war, ich sah ihn ja nicht, aber es fühlte sich so an, die Hitze auf meinen Wangen, der Schweiß am Haaransatz, der schnelle Puls).

Die beiden waren jung, den einen schätzte ich auf Anfang, den anderen auf Mitte zwanzig, und sie trugen Uniformen, woraus ich laienhaft schloss, es müsse sich um einen Routinebesuch handeln, bei dem es um Routinefragen in einem Vermisstenfall ging, nicht um das Verhör eines potentiell Verdächtigen, denn sonst, nahm ich an, hätte man mir ältere Ermittler in zivil vorbeigeschickt. Vielleicht ist aber auch alles, was ich bei Netflix über Polizeiarbeit gelernt habe, absoluter Quatsch.

Sie abzuwimmeln – das hätte Verdacht erregt.

„Dürfen wir kurz reinkommen?“, fragte der Ältere.

Ich öffnete die Tür, nickte, zeigte ihnen den Weg in die Küche. Das tat ich, ohne groß drüber nachzudenken, aber unbewusst muss ich wohl den Raum gewählt haben, der am weitesten von der Tür zur Kellertreppe entfernt liegt. Sie befindet sich am Ende des Flurs, der an Küche, Badezimmer, Gästetoilette, Arbeitszimmer und Wohnzimmer vorbeiführt und dabei einen rechtwinkligen Knick macht, weshalb die Tür vom Eingang oder der Küche aus nicht zu sehen ist. Doch während der Unterhaltung (den angebotenen Kaffee lehnten sie ab, was gut war, denn in meinem Zustand hätte ich beim Versuch, ihn rüber zureichen womöglich Tassen zerdeppert und Kaffeepulver quer über den Tisch verteilt) wurde mir bewusst, wo wir standen und was sich direkt unter uns befand: Noles Zimmer. Zu jenem Zeitpunkt gab es die Gitterstäbe noch nicht, auch nicht die Sicherheitsschlösser oder die Kamera. Was allerdings schon vorhanden war, war die Schallisolierung, weil der Vorbesitzer des Hauses da unten sein Schlagzeug verdroschen hatte.

Nole konnte da nicht raus und egal, was sie tat, man konnte sie hier oben unmöglich hören. Trotzdem fühlte ich mich wie der Protagonist in Poes *Das verräterische Herz*.

„Frau Gerber ist ihre Partnerin?“, fragte wieder der Ältere. Der Jüngere (ich nenne sie so, weil ich mich an ihre Namen nicht erinnere – sie haben sich natürlich vorgestellt und mir ihre Ausweise gezeigt, aber vor Schreck habe ich nicht richtig hingehört beziehungsweise hingesehen) blickte erst aus dem Fenster, danach schlenderte er wie beiläufig in den Flur, was mich halb wahnsinnig machte.

Ich nickte und brachte ein mattes „Ja“ hervor. Viel später verstand ich, dass die Polizisten meine Nervosität nicht auf ihren Besuch, sondern auf das Verschwinden meiner Lebensgefährtin zurückführten und es ihnen deshalb auch nicht seltsam oder gar verdächtig vorkam.

Die Vermisstenmeldung war von ihren Eltern gekommen, bei denen sie sich normalerweise fast täglich meldete, und sei es nur, indem sie ihnen Waschbärvideos, die sie bei Insta fand, per WhatsApp schickte. Nachdem sie drei Tage lang nichts von ihr gehört und sie nicht erreicht hatten (ihr Handy war aus, weil ich die SIM-Karte entfernt, zerschnitten und samt dem zerlegten Gerät in der Alster versenkt hatte), hatten sie erst mich angerufen und dann Noles Freunde abtelefoniert, auch den Musikclub, in dem sie arbeitete, und selbstverständlich hatte niemand eine Ahnung, wo sie steckte, aber alle hatten eines gemeinsam:

Sie machten sich riesige Sorgen.

Es war nicht Noles Art, Anrufe, Nachrichten und Mails zu ignorieren, erst recht nicht mehrere Tage lang. Ihr Vater, Piet Gerber, fuhr zu ihrer Wohnung in der Innenstadt, klopfte, klingelte und zückte schließlich seinen Schlüssel (ja, so gut war Noles Verhältnis zu ihren Eltern), wobei er sich die übelsten Alpträume ausmalte: Seine Tochter von Einbrechern erstochen oder mit aufgeschnittenen Pulsadern in der Badewanne oder mit verrenktem Genick nach einem bösen Sturz, auch wenn das alles abwegig war, denn die Gegend war ruhig und sicher, das Haus ganz besonders, und Nole selbst war lebensfroh und von einer Depression so weit entfernt, wie man es nur sein kann. Nach der Durchsuchung der leeren Wohnung (sogar unter dem Bett, im Kleiderschrank, in der Abstellkammer und hinter dem Sofa hatte er nachgesehen) war er zu mir gekommen, mit rotgeweinten Augen, wir saßen genau hier, in der Küche, und ich weinte mit ihm, wenn auch aus anderen Gründen als er.

Im Anschluss hatte er seine Frau abgeholt und sie waren zur Polizeiwache gefahren, wovor ich mich mit dem lauwarmen Argument gedrückt hatte, ich wolle lieber hier warten, falls sie doch noch nach Hause käme. „Zu Hause“, so hatte sie neben ihrer Wohnung auch mein Haus genannt,

in dem sie eh die meiste Zeit wohnte.

„Ich weiß, Sie haben das bereits zu Protokoll gegeben, aber wir sprechen nochmal mit allen, um sicherzugehen, nichts zu übersehen. Wann haben Sie Frau Gerber zum letzten Mal gesehen oder gesprochen?“

Ich stützte mich mit beiden Händen an der Arbeitsplatte neben der Spüle ab. „Heute früh vor genau einer Woche“, sagte ich leise, ohne den Polizisten dabei anzusehen. „Hier. Sie hat hier übernachtet. Das tut sie, also tat sie, sie ...“

„Ich weiß, wie schwer Ihnen das fallen muss. Lassen Sie sich Zeit. Versuchen Sie bitte, sich zu konzentrieren.“

„Glauben Sie, ihr ist etwas Schlimmes passiert?“, brachte ich hervor und fühlte mich dabei wie ein Krimineller. Ich war noch nie ein guter Lügner und dachte pausenlos an Nole, unter uns, direkt unter uns, stellte mir vor, wie sie zur Kellerdecke starrte und durch sie hindurch. Als wüsste ich nicht ganz genau, was passiert war. Wobei – tat ich das? Im Grunde wusste und verstand ich überhaupt nichts, oder?

„Wir können zum jetzigen Zeitpunkt nichts ausschließen. Es tut mir leid, Ihnen nicht mehr sagen zu können, aber seien Sie versichert, dass wir Sie und Frau Gerbers Eltern umgehend informieren, sobald sich etwas ergibt.“ Er machte

eine kurze Pause, im selben Augenblick ging der Jüngere an der Küchentür vorbei, warf mir einen kurzen Blick zu und wandte sich dann zum Badezimmer. „Sie wollten gerade von letzter Woche erzählen.“

„Ja, ich ... richtig. Ich habe Frühstück gemacht, während Nole unter der Dusche stand. Sie hat irgendwas gesungen, ich erinnere mich nicht mehr genau, was es war. Das war so gegen halb acht. Sie trug noch den Bademantel, als sie in die Küche kam. Wir haben gegessen, Rührei mit Speck, Tomaten, Paprika, etwas Brot, das ist, also das war unser Lieblingsfrühstück, und dabei haben wir uns unterhalten.“

„Worüber haben Sie gesprochen?“

„Ach, nichts Besonderes. Wir wollten am Wochenende zu einem Konzert, darüber haben wir geredet, glaub ich, und wir haben eine Einkaufsliste gemacht, weil nach dem Frühstück die Tomaten und Eier alle waren und noch andere Dinge fehlten.“

„Hatten Sie Karten für das Konzert?“

„Was? Nein, ich ... wir brauchten keine, weil Nole ja da arbeitet, also, sie wäre eh dort gewesen, und ich durfte immer mit rein, weil wir ja ...“

„Verstehe, ja. Das hat Frau Gerbers Arbeitgeber auch bestätigt. Und was geschah dann?“

„Das Übliche. Nach dem Essen habe ich ihr

einen schönen Tag gewünscht und bin zur Arbeit gefahren. Sie blieb zu Hause, sie musste ja meist erst am späten Nachmittag los.“

„Hat sie gesagt, was sie vorhatte? Irgendwelche Pläne für den Tag?“

„Nein. Nicht, dass ich wüsste. Sie hat nichts erwähnt, ich vermute, sie wollte ein Buch lesen oder sich mit einer Freundin treffen, die Vormittage ließ sie immer ruhig angehen, und nachmittags hat sie sich oft nochmal aufs Ohr gehauen, wenn ein langer Abend anstand. Kommt ja vor, dass nach Konzerten erst spät in der Nacht Feierabend ist.“

„Und Sie kamen wann wieder nach Hause?“

„Gegen fünf, halb sechs. Nach der Arbeit bin ich noch beim Supermarkt vorbei und dann hergefahren.“

„Und Frau Gerber war nicht hier?“

„Nein. Natürlich nicht. Ich ging ja davon aus, dass sie im Club ist und arbeitet.“

„Sie hat dort die Künstler betreut, die Musiker ...“

„Ja. Aber nicht nur das. Sie hat das Abendprogramm mitgestaltet, hat Bands eingeladen, Ausstellungen organisiert, manchmal auch Lesungen.“

„Gab es mal Ärger?“

Da hob ich den Blick und sah den Polizisten an. „Wie meinen Sie das?“, fragte ich ihn, denn

ich stand auf dem Schlauch, beziehungsweise – ich stand eben, wo ich stand, und das fühlte sich von Minute zu Minute unangenehmer an.

„Ganz allgemein, meine ich. Hatte sie Probleme mit Kollegen oder dem Chef? Oder mit den Künstlern? Man hört ja immer wieder, dass es da welche gibt, die sich gern mal danebenbenehmen, übergriffig werden, Drogen konsumieren.“

„Hm, nein. Nicht wirklich. Klar, Künstler können schonmal schwierig sein, aber die meisten sind eigentlich ganz normal, ziemlich bodenständig. Vor allem die berühmten. Kann man sich gar nicht vorstellen, ich weiß, aber ich war ja oft dabei. Also Backstage.“

„Okay. Und wann haben Sie zuallerletzt mit ihr gesprochen?“

„Wie gesagt, nach dem Frühstück, bevor ich ins Auto gestiegen bin. Ich hab ihr einen Kuss gegeben und sowas gesagt wie ‚bis nachher‘ oder so.“

„Kein Telefonat, keine Messages an dem Tag?“

„Nein. Ich hatte viel zu tun, sie hat sich nicht gemeldet, da dachte ich mir nichts bei, und ich ging ja davon aus, sie später am Abend zu sehen.“

„Dürfte ich einen Blick auf Ihr Handy werfen?“

„Sicher“, sagte ich, obwohl mir das langsam zu weit ging. Ich entsperrte mein Handy und gab

es ihm. Er rief die Anruflisten und die Messenger-Apps auf und checkte alle Einträge seit letzter Woche. Nach ein paar Minuten nickte er und gab es mir zurück.

„Sie haben oft bei ihr angerufen bis vor drei Tagen ...“

„In der Hoffnung, sie würde doch noch rangehen und alles aufklären. Anfangs erreichte ich noch die Mailbox, dann war ihr Handy tot“, sagte ich und dachte: Gut, dass ich daran gedacht habe.

Er blieb danach noch eine gute Viertelstunde und fragte Dinge, an die ich mich kaum noch erinnern kann, außer, dass sie mir durchweg irrelevant vorkamen und ich mich fragte, wozu das gut war und was er sich versprach, ohne dabei auch nur eine einzige Sekunde lang nicht an seinen Kollegen denken zu können, der ungesehen durchs Haus wanderte und vielleicht auf die Idee käme, einen Blick in den Keller zu werfen.

Als sie gingen, sackte ich an der Wand im Flur zusammen und blieb stundenlang dort sitzen, unfähig, mich zu bewegen, bis irgendwann die Sonne unterging und die Dunkelheit mich umarmte.

Noch am selben Abend machte ich eine Liste. In den drei folgenden Tagen klapperte ich insgesamt sechs Bau- und Elektromärkte ab, alle weit genug von Hamburg entfernt, damit niemand mich er-

kannte, und in jedem kaufte ich lediglich einzelne Komponenten, die für sich genommen nicht aufs große Ganze schließen ließen. Den Wagen parkte ich in Seitenstraßen und ging den Rest des Weges zu Fuß, damit die Kameras, mit denen die Parkplätze überwacht werden, mein Nummernschild nicht erfassen konnten. Ich bezahlte bar, trug unterwegs eine Basecap und eine alte grüne Cordjacke, die ich eh hatte entsorgen wollen, was ich hinterher dann auch tat, indem ich sie in einen fast vollen Müllcontainer in einer Hochhaussiedlung warf. Fast voll, weil mich das annehmen ließ, die nächste Leerung wäre nicht allzu weit entfernt. Über das Problem der Umsetzung machte ich mir unterwegs, nein, keine Gedanken, das klingt zu rational – ich zermartete mir den Kopf, und wie ich es auch drehte und wendete, die unzähligen Widerhaken wollten nicht verschwinden. Alles stand und fiel mit Noles Verhalten mir gegenüber, und das war unberechenbar. Klar war es das. Schließlich hatte ich sie in meinen Keller gesperrt. Und wollte jetzt endgültig dafür sorgen, dass sie nicht mehr raus und auch niemand zu ihr rein konnte. Außer mir, versteht sich.

4

Der Bewegungsmelder meldet sich am späten